



Nr. 8.

Dienstag, den 10. Januar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Rege Dich nicht unnötig auf, Adalgunde“, unterbrach ihr Bruder sie, den dieser leidenschaftliche Ausbruch bestürzte. „Doktor Graumann darf Dich in dieser Verfassung nicht sehen, er würde —“

„Du hast recht, wir sind unter seinem Dache“, fuhr sie fort, indem sie hastig den schwarzen Schleier um ihr Haupt schlang und nach dem kleinen Bündel griff, das ihre geringe Habe enthielt. „Bereiten wir uns, dieses Haus zu verlassen.“

Der Rechtsanwalt nahm ihr das Bündel ab und bot ihr den Arm; sie traten in das Kabinett des Arztes, um sich zu verabschieden.

Doktor Graumann war klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; er gab der scheidenden Patientin noch einige gute Rathschläge, erklärte wiederholt, daß er nun alle Verantwortung auf die Schultern des Rechtsanwalts wälze, und entließ die beiden mit der größten Freundlichkeit.

Einige Minuten später rollte der Wagen von dannen, der das Geschwisterpaar zum Bahnhofe brachte.

2. Kapitel.

Der Justitiarius der freiherrlichen Familie von Darboren, Notar und Rechtsanwalt Ferdinand Tellenbach, stand nicht nur als tüchtiger Jurist, sondern auch als vermögender Bürger in hohem Ansehen.

Auf seinem Namen und seiner Ehre ruhte kein Flecken, er war der Mandatar vieler herrschaftlichen Familien und genoss als solcher fast unbegrenztes Vertrauen.

Man sagte dem kleinen, bageren und sehr lebhaften Herrn nach, daß er ein Feinschmecker sei, und daß es ihm trotz seiner sechzig Jahre nicht darauf ankomme, eine Nacht bis zum lichten Morgen zu durchgehen, wenn er sich in heiterer Gesellschaft befinde; aber daraus konnte niemand ihm einen Vorwurf machen, da er sonst einen durchaus moralischen Lebenswandel führte und keine Pflichtverletzung sich zu schulden kommen ließ.

Er war schon seit langen Jahren Wittwer; seine Frau hatte ihm nur einen Sohn hinterlassen. Mit dem Sohne, einer alten Haushälterin und einigen Mägden bewohnte er sein großes Haus allein, indem mehrere Räume unbenuzt blieben, da er nicht mit anderen, ihm fremden Leuten zusammenwohnen wollte.

Vor diesem Hause hielt an einem Vormittag der Jagdwagen des Freiherrn von Darboren. Der Kutscher stieg ab und brachte einen Brief, den er einem Schreiber mit der Bemerkung übergab, daß er auf Antwort warten solle.

Der Notar saß vor seinem Schreibtisch in dem höchst elegant ausgestatteten und mit Kunstschöpfungen aller Art geschmückten Kabinett, als der Schreiber ihm den Brief überreichte.

Er erbrach gleichgültig das Siegel und entfaltete das Schreiben; kaum aber hatte er die ersten Worte gelesen, als seine Brauen sich zusammenzogen und sein Blick starr wurde.

„Herr Notar!“ las er. „Soeben erhalte ich die Nachricht, daß Adalgunde von Darboren aus der Irrenanstalt entlassen ist. Dem Antrage ihres Bruders, des Rechtsanwalts Stein-

felder, hat Doktor Graumann Folge geben müssen, da, wie er behauptet, die Kranke völlig geheilt ist. Was nun? Ich schide Ihnen meinen Wagen, bitte, kommen Sie sofort hierher damit wir berathen können. Mit bestem Gruß Kurt Freiherr von Darboren.“

Der Notar legte das Schreiben hin und fuhr mit der Hand einigemal über das kahle Haupt und das faltenreiche, glattrasierte Gesicht, dann nahm er aus der großen Tabaksdose, die vor ihm stand, eine Brise, und hinter den Gläsern seiner goldenen Brille leuchteten die kleinen Augen, wie die Augen eines Suches.

„Wo ist der Bote?“ fragte er, sich zu dem Schreiber wendend, der wartend an der Thüre stand. „Lassen Sie ihn eintreten.“

Das von einem braunen Vollbart umrahmte Gesicht des Kutschers erschien gleich darauf im Rahmen der offenen Thüre.

„Kommen Sie nach zwei Stunden wieder, Joseph“, sagte der Notar, indem er keine Uhr zu Rathe zog, „ich werde dann mitfahren, Sie können ja bis dahin eine Spazierfahrt machen.“

Der Kutscher nickte schweigend und entfernte sich, der Notar nahm abermals eine Brise und las das Schreiben noch einmal.

„Aergerlich!“ murmelte er. „Dieser Doktor Graumann ist ein Hans Hasensuß, er hätte jeder Drohung die Stirne bieten müssen. Was auch hätte man, selbst im schlimmsten Falle, ihm anhaben können? Sein Gutachten über den Zustand dieser Patientin mußte von jeder ärztlichen Autorität respektiert werden, die Geschichte war für ihn selbst außerordentlich harmlos. Wah, was liegt weiter daran! Ein wenig Aufregung kann dem Herrn Baron nicht schaden, die Bande zwischen ihm und mir werden dadurch nur befestigt werden. Der Erbe ist verschollen und die Mutter dieses Erben hat keine Rechte mehr.“

Der Schreiber trat wieder ein und meldete den Besuch des Rechtsanwalts Doktor Steinfelder.

„Schön!“ nickte der Notar, und mit dem freundlichsten Lächeln trat er dem Kollegen entgegen.

„Was bringen Sie mir?“ fragte er, nachdem er ihm einen Stuhl angeboten hatte. „Apropos, ehe ich's vergesse, lieber Kollege, ich habe gestern in einer obskuren Weinkneipe einen exquisiten Rüdeshheimer entdeckt, wenn Sie die Adresse haben wollen?“

„Ich lege keinen Werth darauf“, unterbrach Steinfelder ihn, „ich bin kein Kenner und trinke nur die leichtesten Weine. Ich komme zu Ihnen als Rechtsanwalt meiner Schwester, der Baronin Adalgunde von Darboren, Sie sind der Justitiar dieser Familie und infolge dessen verpflichtet, die Rechte meiner Schwester und ihres Kindes zu wahren. Wollen Sie dieser Pflicht genügen?“

„Wie feindselig das klingt, lieber Kollege!“ spottete der Notar, während er nachlässig mit seiner Dose spielte. „Ich könnte in Ihrer Frage eine Beleidigung finden, denn es ist ja selbst-

redend, daß ich meine Pflicht gewissenhaft erfüllen muß. Ich soll die Rechte der Frau Baronin und ihres Sohnes wahren? Beweisen Sie mir, daß ich das nicht ahnte! Die Frau Baronin ist geistesgeschwächt und befindet sich in einer Irrenanstalt, ihr Sohn ist verschollen; unter diesen Umständen muß Haus Eichenhorst von dem nächsten Erbberechtigten verwaltet werden. Haus Eichenhorst ist Majorat, es geht stets auf den ältesten Sohn über, sind Söhne nicht vorhanden, so erbt der Bruder oder dessen Sohn. Ist der rechtmäßige Erbe noch minderjährig so fallen dem Bruder oder Oheim oder Vetter des Erblassers die Rechte eines Vormunds zu und dieser berechnete Vormund ist augenblicklich Baron Kurt von Darboren."

"Der meine Schwester ins Irrenhaus gebracht und ihren Sohn gezwungen hat ins Ausland zu flüchten!" warf Steinfelder erbittert ein.

Der Notar rückte die weiße Halsbinde die sich verschoben hatte zurecht und schüttelte mühsam das kahle Haupt.

"Na, ne. ich möchte Ihnen doch nicht raten, diese Behauptung öffentlich auszusprechen", sagte er warnend, sie könnte durch Aussagen glaubwürdiger Zeugen widerlegt werden, und Baron von Darboren ist nicht der Mann, der Ihnen das ungestraft hingehen lassen würde!"

"Ich fürchte mich nicht, den Kampf mit ihm aufzunehmen!"
"Aber wozu?" erwiderte der Notar, den heiter scherzenden Ton noch immer beibehaltend. "Es wäre ein Kampf um des Kaisers Bart."

"Nicht doch, meine Schwester befindet sich nicht mehr in der Irrenanstalt", entgegnete Steinfelder, ihn fest anblickend, "ich habe ihre Entlassung beantragt, und aus Gründen, die ich Ihnen wohl nicht auseinander zu setzen brauche, ist diesem Antrag sofort Folge gegeben worden. Meine Schwester verlangt nun, als Wittve des verstorbenen Majorats Herrn wieder eingesetzt zu werden, Baron Kurt von Darboren soll über seine bisherige Verwaltung Rechnung ablegen und Haus Eichenhorst räumen."

Wieder schüttelte der Notar sein kahles Haupt, der Ausdruck seines Gesichtes war ernster, strenger geworden.

"Nehmen Sie mir, dem älteren Manne, die Bemerkung nicht übel", sagte er, "ich fürchte, Sie haben da einen dummen Streich begangen. Sie setzen Ihre Frau Schwester Aufregungen aus, die ihr gefährlich werden können, es wäre besser gewesen, Sie hätten Sie in der Anstalt gelassen. Wenn Dagobert von Darboren aus der Verschollenheit zurückkehrt, so hat er die Berechtigung, sein Erbe zu fordern, vorausgesetzt, daß einige Bestimmungen des Familienstatuts die Auslieferung an ihn nicht verbieten. Die Baronin indessen hat keine Rechte, sie steht unter der Vormundschaft ihres Schwagers, der für die Verwaltung der Herrschaft verantwortlich ist."

"Wag sein, aber die Knappehung des ganzen Vermögens bis zu ihrem Lebensende darf er ihr nicht vorenthalten."

Der Notar trat an seinen Aktenschrank und holte nach kurzem Suchen ein umfangreiches Aktenbündel heraus, mit dem er zu seinem Schreibtisch zurückkehrte.

"Sie würden sich alle diese Mühe erspart haben, wenn Sie vorher von den Familienpapieren Einsicht genommen hätten", sagte er. "Hier ist ein notarieller Akt, in dem die Frau Baronin Adelgunde von Darboren alle ihre Rechte und Ansprüche an ihren Schwager abtritt, wohingegen Herr Baron Kurt von Darboren sich verpflichtet, ihr eine Jahresrente von dreitausend Thalern zu zahlen. Hier ist ein anderer gerichtlicher Akt, in dem Freifrau Adelgunde von Darboren, geborene Steinfelder, wegen Geisteskrankheit unfähig erklärt wird, ihr Vermögen zu verwalten oder an der Verwaltung desselben jemals sich zu betheiligen. Diese beiden Dokumente würden genügen, allen Ansprüchen von dieser Seite erfolgreich entgegenzutreten."

Dem jungen Rechtsanwalt war das Blut heiß in die Stirne gestiegen, er las die beiden Aktenstücke und schleuderte seinen Kollegen einen zornglühenden Blick zu.

"Die Abtretungsurkunde ist an demselben Tage ausgestellt, an dem meine Schwester ins Irrenhaus gebracht wurde", sagte Steinfelder entrüstet; "war die Baronin an jenem Tage schon irrsinnig, so war sie auch geistlich nicht fähig, einen solchen Akt zu unterzeichnen, ihre Unterschrift unter dieser Urkunde hat somit keine Gültigkeit. Uebrigens behauptet meine Schwester, sie habe vorher hier ein Glas Wein getrunken, durch das sie völlig betäubt worden sei, sie habe kaum noch die Feder führen können, und in diesem Zustand ein Schriftstück unterzeichnet, ohne den Inhalt desselben zu kennen."

"Gedenken Sie, diese Behauptung vor Gericht geltend zu machen?" spottete der Notar. "Sie würden ihre Wahrheit beweisen müssen, und das können Sie nicht. Die Aussagen einer Geistesgestörten haben keinen Werth."

"Und ihre Unterschrift ebenso wenig."

Nach weiteren heftigen Auseinandersetzungen verabschiedete sich Rechtsanwalt Steinberger. Auf dem Hausflur begegnete

ihm der Sohn des Justitiars, welcher ein Schulfreund von ihm war und jetzt als Hauptmann in der hiesigen Garnison stand. Der Offizier lud Steinberger zu einem Glas Wein ein, welches dieses jedoch dankend ablehnte.

Jorn und Entrüstung tobten in seinem Innern, als er das Haus verließ, er sah das ganze Gewebe klar und deutlich vor sich, das damals geschmiedet war, um seine Schwester und deren Sohn um das Majorat zu betrügen, und die Unterredung mit dem Justitiar der Familie hatte ihn erkennen lassen, daß er diesen Intriguen gegenüber ohnmächtig war.

Man hatte es verstanden, die öffentliche Meinung mit der tollen Baronin und dem leichtsinnigen Verschwenker zu beschäftigen und ein verdammenbes Urtheil herauszufordern; Baron Kurt und der Notar Tellenbach blieben ehrenhafte Leute, und Beweise für seine Intriguen ließen sich schwerlich finden.

Der Advokat fühlte das Bedürfnis, ein Glas Wein zu trinken, er trat in eine Schänke und fand dort in einer Ecke ein Tischchen, das noch unbelegt war.

Was sollte er nun thun? Es war in der That das Rathsamste, von einem Prozeß abzusehen, die Jahresrente anzunehmen und die Rückkehr Dagoberts abzuwarten. Eine Aufforderung an den Verschollenen mußte in den gelesesten Zeitungen veröffentlicht werden, Baron Dagobert mußte erfahren, daß er ohne Furcht heimkehren durfte. Dann war der rechtmäßige Erbe da, Baron Kurt mußte das Feld räumen.

(Fortsetzung folgt.)

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Der letzte Sonnenblick.

Novellette von Rudolf Elcho.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nein, es war greifbare Wirklichkeit! Inmitten des Zimmers stand ein junges Geschöpf, halb Kind, halb Jungfrau, und hielt einen Strauß Terebinthen in der Hand. Ihre blaugrauen Augen leuchteten, und ihre zarten Wangen glühten wie junge Rosen im Sommer. Eine bezaubernde Frische lag über der Mädchen-Erscheinung, und dem Kranken war es, als sei der Frühling selber ins Zimmer getreten.

"Dies ist Maja," sagte lächelnd Frau Stade, als sie die Ueberraschung und Verwirrung des Kranken bemerkte; "sie wollte Ihnen einige Rosen bringen." Nach dieser Einführung ließ die gute Frau die beiden allein.

Edmund versuchte es, zu sprechen, aber kein Ton entrang sich seiner Kehle; die aufwallende Bewegung erstikte seine Stimme. Maja trat zum Erker hin, kniete und überreichte dem Kranken die Rosen. Ihre Bewegungen waren voller Grazie, und als sie die Lippen zum Sprechen öffnete, blühten ihre Zähne. "Ich dachte mir, Kranke müßten die Blumen lieben, weil sie die Natur entbehren," bemerkte sie mit leisem Beben in der Stimme.

Der Bann war gebrochen. Sobald Edmund das schöne Kind sprechen hörte, fand er auch die Sprache wieder. "Ach ja, ich liebe die Blumen sehr," entgegnete er, "und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. . . O, wie freundlich Sie sind! Diese Rosen bedeuten für mich den Morgengruß der Natur, — doch ich vergesse ganz, die Natur schläft ja noch. Bei Ihrem Eintritt vergaß ich ganz, Fräulein Maja, daß es draußen Winter ist; ich dachte an den Mai, an —"

Er verstummte, denn Maja erröthete und schlug in holder Verwirrung die Augen nieder. Sie war bisher stets noch als Kind behandelt worden, und der Fremde nannte sie jetzt Fräulein. Auch das Aussehen des Kranken überraschte sie. Die Mutter hatte ihr gesagt, daß Edmund recht leidend sei, und sie hatte sich auf den Anblick einer hilflosen Gestalt gefaßt gemacht. Statt dessen schaute sie in ein leicht gebräuntes Gesicht mit hellen, sanften Augen, mit Lippen, auf denen der erste Haum sproßte. Nichts verriet an dieser jugendlichen Erscheinung den Verfall. Wie nun der Ton seiner sonoren Stimme ihr Ohr traf und ihre Blicke sich begegneten, überfiel das Mädchen eine Vellommenheit, die bis dahin ihrer Natur fremd gewesen. Ihre Verwirrung steckte auch den Kranken an, und eine kurze Pause trat ein. Endlich raffte sich Maja auf, streckte zögernd Edmund die Hand entgegen, und während ihre Augen sanft erglänzten, sagte sie leise: "Hoffentlich dürfen Sie bald das Krankenzimmer wieder verlassen?"

"O, das wird bald geschehen. Vorläufig danke ich Ihnen sehr, recht sehr für die prächtigen Rosen und Ihren Besuch." Er preßte die schmale Hand des Mädchens und sah ihm tief in die Augen. Ein Schauer überrieselte die Kleine. Als sie die Thür geöffnet, wandte sie sich noch einmal grüßend um. Das herbe einströmende Licht umflog ihre schlanke, elfenhafte Gestalt; ihre Locken ringelten sich bei jeder Bewegung um den weißen Hals, und über das fein profilierte Gesicht flog wieder das sonnige

Lächeln. Als ihre biegsame, anmuthvolle Gestalt verjagunden war, preßte der Kranke die Rosen an seine Lippen und flüsterle unzählige Male den Namen Maja. —

Nach dieser Begegnung machte die Schwermut des Kranken einer großen Hoffnungsfreudigkeit Platz. Stundenlang sprach er mit dem Vater oder Frau Stade über das kommende Frühjahr, über die Reise, welche er dann antreten wolle, über die neue Berufstätigkeit, welche er nach seiner Genesung zu beginnen gedachte. Mit seinen Plänen verwoben sich die Gedanken an Maja. Er sprach fast niemals von ihr; aber ihr Bild umschwebte ihn im Wachen, wie im Traume. Stets sah er ihr zartes, schönes Kindergesicht vor sich, das so glückverheißend lächelte; immer hörte er ihre Stimme, die so tröstlich klang. Mit den langsam hinschwindenden Tagen jedoch zerrannen allmählich die schönen Phantasien. Er hatte gehofft, Maja werde wiederkommen, aber ihre Rosen waren längst verwelkt, und sie kam nicht. Mit der fortschreitenden Zeit aber verschlimmerte sich auch Edmunds Befinden. Er litt mehr und mehr. Oft war es ihm, als umfasse eine kalte Hand sein Herz; vergebens rang er nach Luft, und nur eine Ohnmacht löste dann den Krampf.

In einem der letzten Tage des Februar umstanden mehrere Aerzte sein Bett und vereinigten sich zu dem Urtheil, eine Operation sei unvermeidlich geworden; dieselbe sollte am zweiten Tage vorgenommen werden. Am Abend vor diesem Ereignis fand Frau Stade den Kranken in der traurigsten Stimmung.

„Da Sie das Bett in den nächsten Tagen wohl schwerlich verlassen dürften, lieber Edmund, so will ich Ihren Anzug in der Garderobe aufhängen.“

Edmund sah die Sprecherin schwermüthig an und antwortete: „Sie können den Anzug gleich einem armen Teufel schenken; denn wenn ich das Bett verlasse, bedarf ich keiner Kleider mehr.“

Frau Stade setzte sich ans Bett des Kranken und versuchte es, ihn zu trösten; er aber vergrub hartnäckig das Gesicht in die Kissen. Der Pflegerin sank der Mut, eine peinliche Stille herrschte in dem halbdunklen Raume. Plötzlich entstand Geräusch im Vorzimmer. Ein Senfzer der Erleichterung kam über die Lippen der Frau. Sie glaubte, Edmunds Vater kehre zurück; doch eine Frauenstimme wurde vernehmbar.

„Ah, meine Schwester!“ Mit diesem Ausrufe wollte sich Frau Stade erheben, da erfaßte der Kranke ihren Arm. „Frau Stade,“ sagte er in flehendem Tone, „ich glaube, Frau Rudhardt ist nicht allein; bitte, lassen Sie die Damen hier eintreten.“

Die Thür ging auf, und ein heller Lichtschein fiel ins Zimmer. „Tritt hier ein, Schwester!“ rief jetzt Frau Stade, „Edmund möchte Euch guten Abend sagen. Bringen Sie eine Lampe herein, Thomas. So — auf den Tisch! Stülpen Sie den Schirm über die Glocke, das Licht ist zu grell.“

Frau Rudhardt trat rasch ins Zimmer, und mit einem gewinnenden Lächeln bot sie dem Kranken die Hand. Sie sprach in munterem, ermutigendem Tone zu ihm, und er stotterte einige Dankesworte; aber seine Blicke haften an der Thür. Jetzt leuchteten seine Augen auf, denn Maja erschien auf der Schwelle. „Ich lege erst Schlüsselschuhe und Mantel ab,“ sagte sie, wie zur Entschuldigung; dann reichte sie dem Kranken, wie einem lieben Bekannten, die Hand. In Gegenwart der Mutter kannte sie keine Verlegenheit.

„Sie kommen also von der Eisbahn,“ bemerkte Edmund, und seine Blicke ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem geröteten, frischen Mädchengesicht.

„Ja,“ entgegnete sie mit drohlicher Miene, „es war heute leider der Kehrbus, denn die Decke ist schon so brüchig geworden, daß ich zweimal hinpurzelte. Schade, das herrliche Vergnügen wird nun zu Wasser.“

„Nachdem Sie mir die Rosen gebracht, hatte ich gehofft.“ Der Kranke brach verwirrt ab, und seine Blicke streiften das Gesicht der Mutter. Jene ergänzte in leichtem Tone den Satz: „Sie hatten gehofft, Maja werde öfter hierherkommen. Das war leider nicht möglich, Herr Hellbeck. Wir wohnen weitab von dieser Villa, und Maja hatte neben den Schularbeiten so viel mit ihren musikalischen Uebungen zu schaffen, daß wir sie in der Freistunde aufs Eis senden mußten, damit sie in freier Luft eine heilsame Bewegung habe.“

„Sie taten recht, ganz recht daran,“ bemerkte der Kranke. „Verzeihen Sie meine Selbstsucht.“

Der Konsul trat ganz plötzlich ein und war angenehm überrascht, die Frauen im Krankenzimmer zu finden. Er küßte Frau Rudhardt galant die Hand, klopfte Maja väterlich und wohlwollend die Backen, erklärte mit der ihm eigenen Bonhommie, daß Edmunds Aussehen sehr befriedigend sei und daß er sich von der Operation eine völlige Wiederherstellung seines Sohnes verspreche. Frau Rudhardt wollte sich nach dem Austausch der üblichen Höflichkeitsphrasen entfernen, allein Konsul Hellbeck bat so dringend, sie möge mit Maja zum Abendbrot in der Villa bleiben, daß sie sich seinem Wunsche fügte. Allem Anschein

nach war der Konsul froh, daß ihm ein längeres Verweilen im Krankenzimmer erspart blieb. Die Frauen traten mit dem Hausherrn in den Salon.

Maja hielt nicht lange an der Abendtafel aus. Das Gespräch der Erwachsenen interessierte sie nicht, und ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dem Kranken zurück. Sie atmete auf, als die Tante ihr sagte, sie möge sich von Edmund verabschieden. Als sie in das Krankenzimmer zurücktrat, war es so still darin, daß sie wähnte, der Kranke schlafe. Sie trat leise auf und beugte sich über das Lager. Sie erschrak, als sie jetzt plötzlich zwei hellen Augen begegnete, Edmund ihre Hand ergriff und ihr mit bewegter Stimme sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie noch einmal zurückgekehrt sind.“

Verwirrt und erröthend setzte sie sich auf einen Stuhl, der am Fußende des Bettes und dicht beim Tische stand. Ihr Köpfchen kam dadurch in den Lichtkreis der Lampe, und Edmund weidete sich vorerst schweigend an ihrer lieblichen Erscheinung. Dieses Gesicht, das sich so anmuthvoll zu ihm hinneigte, erhielt durch den milden Lichtschein einen wunderbaren Glanz und Zauber. Der Teint war so rein, wie fließender Marmor, und nur das Blut schimmerte in zarter, rosiger Glut durch die Wangen. Das feine Profil hob sich aus einem Schwall leichtgekräuselten Haares hervor, und die Augen, von langen Wimpern beschattet, erschienen jetzt dunkel und hatten einen feuchten Glanz.

„Du bist schön wie ein Cherub,“ hauchte Edmund vor sich hin, während vom Salon herüber ein heiteres Lächeln seines Vaters schallte.

„Sie werden wohl oft ungeduldig?“ bemerkte Maja und atmete aus beklommener Brust. Der Kranke schaute sie so beharrlich und selbst an; das bedrückte sie.

„Ungeduldig?“ Ein schmerzliches Lächeln zuckte über Edmunds Gesicht. „Ungeduld ist wohl nicht das rechte Wort. Ich war heute der Verzweiflung nahe. Ach, Sie ahnen es nicht, aus welcher furchtbarer Stimmung Sie mich erlösten! Ich glaube, Gott hatte Mitleid und sandte Sie mir zum Troste.“

Maja schaute verwundert zu dem Kranken auf, der sein blaßes Gesicht mit der Hand stützte. Sie begriff nicht, was sie zu seiner Erösung tun könne. „Wie lange sind Sie schon krank?“ fragte sie, um nur etwas zu sagen.

„Seit fünf Monaten.“

„Fünf Monate? O, das ist entsetzlich! Aber verzagen Sie nicht! Mama meint, die mildere Jahreszeit werde Ihnen Heilung bringen.“

„So hoffte auch ich, und die Hoffnung hielt mich lange aufrecht, — nur heute erlosch ihre Schimmer. Ich sah vor einer Stunde nur Nacht um mich her, undurchdringliche Nacht.“ Wieder glitt ein bitteres Lächeln über das blaße Gesicht, und mit nerodster Hand durchwühlte der Kranke sein weiches, welliges Haar. „Nun, morgen würfeln die Herren Doktoren ja um mein Leben,“ fügte er in bitterem Tone hinzu, „da wird sichs ja entscheiden, ob ich gesunde oder . . . Die Aerzte wollen morgen eine Operation vornehmen, dort.“ Edmund deutete auf die Brust. „Von dem Geingen derselben hängt es ab, ob ich weiterlebe oder sterbe.“

Der Arzt trat ihm gegenüber und fuhr in ernstem Tone fort. „Dem Sohn ist verloren. Heute Morgen erhielt ich aus Tirol den Bericht des Arztes, der ihn dort behandelte; seine Angaben bestätigen meine Beobachtungen. Nach Dich auf Edmunds Verlust gefaßt! Wir können ihn noch einige Zeit erhalten, aber sein Hinstorben ist unabwendbar. . . So, nun weißt Du alles, nun trage das Unabwendbare wie ein Mann.“

Der Konsul schaute unter der Erkenntnis, die ihn wie ein Keulenschlag traf. „O, mein Gott, mein Gott, wie konnte ein so blühendes Leben verderben!“ rief er aus. „Weißt Du es nicht?“

Der Arzt lächelte bitter und schnippte mit dem Zeigefinger gegen eine der kostbaren Kristall-Schalen, daß ein heller Klang durchs Zimmer ging. „Sieh' her! Dies Glas wolltest Du nicht den plumpen Händen Deines Dieners anvertrauen; Dein Kind aber hast Du den rauhesten Händen ohne Bedenken überliefert. Nun wunderst Du Dich, daß da drinnen etwas entzwei brach, und doch ist der menschliche Organismus etwas feineres, als ein Glas.“ —

In den nächsten Tagen wurde es sehr still in der schönen Villa des Konsuls, und diese Stille bedrückte Edmund, denn er fühlte, daß sein Erscheinen sie hervorgebracht. Auf den Vater wirkte der Anblick des Kranken wie die Erinnerung an eine alte Schuld; und da er den Grundsatz hatte, alle peinlichen Gefühle zu vermeiden, so überließ er Frau Stade die Sorge für den Kranken und vergrub sich ganz in seine Geschäfte. Die Diener traten leise auf und wisperten, statt zu sprechen. Die ältere Schwester war anfänglich in jeder Woche einmal zu flüchtiger Begrüßung gekommen. Ihre kühle Frage: „Na, wie geht's, Edmund?“ stellte sie von der Zimmerschwelle aus. Ihre Furcht vor der Ansteckung trat so klar zu tage, daß der Kranke ihr

in arger Verstimmung sagte: „Wenn Du die Angst nicht ablegen kannst, bevor Du hier eintrittst, so bleib' draußen, denn Deine Feigheit steckt mich an.“

Die jüngere Schwester vermied gleichfalls jede intime Berührung mit dem Bruder und nahm ihren Platz weit ab von ihm. Dabei sprach sie nur von ihren Toiletten und kritisierte jene ihrer Freundinnen, so daß der Kranke einst ironisch bemerkte: „Ene, Du hältst mich offenbar für einen Damenschneider, aber ich habe nie eine Schere in der Hand gehabt.“ Selbstverständlich wurde durch diese Bemerkung der Verkehr kurz abgeschnitten. Schwester Ene beobachtete von dieser Stunde ab eine würdige Zurückhaltung.

Hugo, der Oekonom, kam nur einmal zur Stadt, schüttelte dem Bruder derb die Hand, sprach von seinen Pferden, Hunden und Geklagelagen, blies dem Kranken mächtige Rauchwolken ins Gesicht, leerte im Handumdrehen eine Flasche Radesheimer und schied mit den Worten: „Na, wenn Du im Frühjahr wieder auf'm Damm bist, dann komm' mal 'raus auf'n Hof. Du brustkrankes Nestfüßchen und trinke warme Kuhmilch.“ Damit war die brüderliche Zärtlichkeit des Oekonomen für den Winter erschöpft.

Das brustkrankes Nestfüßchen zehrte an der Erinnerung vergangener Tage, las, träumte, plauderte mit Frau Stade und war froh, wenn der Tag zu Ende ging. Aber die Nacht brachte in der Regel nur sehr zögernd den Schlaf. Stundenlang hörte Edmund zuweilen den Wind faulen; manchmal heulte derselbe wie ein rasend gewordenes Tier um die Villa und warf diese Hagelschauer gegen die Läden; gemeist jedoch rauschte er nur durch den Park und ließ die Bäume knarren und ächzen. Diese Geräusche kamen im Dunkel der Nacht dem Kranken vor wie singende, wispelnde und rufende Geisterstimmen. Seine Phantasie schuf dann seltsame Gebilde. Da war das wallende Meer... Ueber die Wogen hin jagten Wolken, tiefhängende, durcheinander wirbelnde, mit den Meereswogen dahinstürmende Wolken. Diese nahmen menschliche Formen an, nur wuchsen sie ins Riesenhafte; sie vereinten sich zu Scharen und schritten über das Meer hin, als selbe der Sturmwind ihnen Flügel, als seien die Furien hinter ihnen her. „Wir sind die Geister der Abgeschiedenen!“ raunten ihm die Unheimlichen zu. „Wir wandern nachts über Land und Meer, über Wüsten und Eisflächen, über Tiefseebenen und Gletscherfirnen. Komm mit, komm mit!“

Wie ein banges Kind barg der Kranke in solchen Stunden den Kopf in den Kissen, und es wurde ihm weh ums Herz, so weh, daß er leise weinte, bis der Trauungott sich erbarmte und ihn in seine weichen Arme nahm. Selten nur brachten ihm die das Haus umschwebenden Töne freundliche Vorstellungen. Einmal glaubte er den Ruf der Mutter zu vernehmen, wie er ihn als Kind gehört: Edmund! — Wie viel Zärtlichkeit lag in diesem einen Worte der Mutter! Er sah ihr liebes, blasses Gesicht wieder vor sich, und er meinte, es berge sich wieder über ihn, wie in den Tagen der Kindheit, wo die Mutter ihn zu Bett brachte, wo ihre sorgsamten Hände ihn warm einzuhüllen suchten, wo ihre Stimme verheißungsvoll von Weihnachten und herrlichem Spielzeug sprach oder ein weiches Schlummerlied sang. Unter so freundlichen Erinnerungen trieb dann seine Seele ins Land der Träume, wie ein Schiff auf sanften Fluten vom Strom zur See gleitet.

Eines Tages durchblätterte Edmund ein Album, das er in einem Schranke fand, während Frau Stade am Fenster saß und sticte. „Wem gehört das?“ fragte er leichtsin, und seine Blicke schweiften über einige Photographien.

„Das ist mein Album,“ antwortete Frau Stade; „das Kabinettbild auf der ersten Seite stellt meinen verstorbenen Mann vor.“

„Ein recht martialisches Gesicht,“ bemerkte Edmund und blätterte weiter. Plötzlich fesselte ein Mädchenkopf seine Blicke. War das ein Kind oder eine Erwachsene? Der Beschauer kam darüber nicht ins Klare. Das waren die weichen, runden Formen eines Kindergesichtes, und doch lag ein überaus lebendiger, geistiger Ausdruck in den Zügen. Je länger Edmund das Bild anschaute, desto stärker zog es ihn an. „Wer ist die Kleine dort?“ fragte er nach einer Weile.

„Meine Nichte, Maja Rudhardt.“
 „Maja, — ein schöner Name. Wie alt ist Ihre Nichte?“
 „Nachezu vierzehn Jahre.“
 „Wo treibt ihr Vater?“
 „Er ist Musiklehrer und Komponist.“
 „Entschuldigen Sie meine neugierigen Fragen,“ fuhr Edmund fort und errödete. „Dieses Köpfchen gefällt mir. Ist das Bild ähnlich?“

(Fortsetzung folgt.)





Die größte und älteste Wiesbadener
Maschen-Feih-Anstalt
 von **Heinrich Brademann**,
 befindet sich dieses Jahr in der Wohnung,
Grabenstrasse 2. Ecke Marktstraße.
 Herren- und Damen-Maschen-Costüme, sowie
 Dominos (Theater-Costüme in großer Auswahl) zu
 verleihen und zu verkaufen. 2945
Telephon 2969.

Nach-Weistertkursus für Schneider u. Schneiderinnen.

Die **Eröffnung** findet am **Mittwoch, den 11. Januar er.**, statt und können noch **Anmeldungen** auf dem Bureau der Handwerkskammer, Nerostraße 32, oder bei dem Vorstand der Schneider-Zwangs-Innung erfolgen.

Die **Theilnahme** kann jedem jungen, selbständigen Schneider und jeder Schneiderin und solchen, die es werden wollen, nicht dringend genug empfohlen werden.

Wiesbaden, den 5. Januar 1905. 2930

Der Vorstand
der Schneider-Zwangs-Innung.

Gemeinsame Ortskrankenkasse.

Zu der am **Mittwoch, den 11. Januar er.**, **Abends 8^{1/2} Uhr**, im Saale der Turngesellschaft, **Wellstr. 12**, stattfindenden

1. ordentlichen Generalversammlung

laden wir die Herren Vertreter der Arbeitgeber und Kassemitglieder hierdurch ein, mit dem Ersuchen um vollzähliges Erscheinen.

Tagesordnung: Wahl eines Ausschusses zur Prüfung der Jahresrechnung. Genehmigung von Verträgen. Neuwahlen für den Vorstand. Sonstiges. 2179

Wiesbaden, 2. Januar 1905.

Der Kassenvorstand.
Karl Gerich, Vorsitzender.

Gebrachte Möbel (jeder Art.) ganze Einrichtungen, Erbichastsnachlässe

kaufe ich bei sofortiger Uebernahme stets gegen **Casse** und gute Bezahlung. 1130

Jakob Fuhr, Goldgasse 12. Teleph. 2779.

Von dem neuen Güterbahnhofe

übernimmt das Ausfahren von 9836

Waggons jeder Art, zu billigen Preisen

Karl Güttler, Dogheimerstraße 103,
 Telefon 2196. gegenüber dem Güterbahnhofe. Telefon 2196
 Auch können daselbst **Lagerräume** vermietet werden.

Billig. ! Günstige Gelegenheit! Billig.

Zu **Ausnahmepreisen** verkaufe von jetzt ab die noch auf Vorrat habenden Möbel als: Garnituren, einz. Sophas, Sessel, Ottomane und Betten. (Bemerkte noch, daß **betreff. nur prima und solid** ausgeführt, und günstige Gelegenheit für Bräutleute bietet.) 2690

Wilh. Bullmann, Hermannstraße 15, 1. St., r.


LOUIS GOLLÉ, Wiesbaden, Rheinstr. 26